

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Am toten See.

Roman von Robert Koblrausch.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Bassow hatte nur wenig in dieser Nacht geschlafen, war schon um fünf Uhr aufgestanden und hinuntergegangen auf den Hof, um zu sehen, ob die Leute bei der Arbeit waren. Er hatte dann die Anwesenden um sich her antreten lassen und ihnen eine kleine Ansprache gehalten, in der er ihnen strengste, unverbrüchliche Pflichterfüllung auf die Seele gebunden und ihnen gleiche Pflichterfüllung von seiner Seite versprochen hatte. Fest und ernst war der Ton seiner Worte gewesen; trotzdem hatten die Arbeiter hinterher untereinander gesprochen: der neue Baron scheint ein guter Herr zu sein, — streng, aber gut.

Den weiteren Vormittag hatte Bassow mit allerlei Schreibereien zugebracht und saß jetzt in seinem Zimmer dem Staatsanwalt von Sieglitz gegenüber, der am Nachmittag vorher an der Trauerfeier teilgenommen und ihm gesagt hatte, daß er am folgenden Morgen wieder auf das Schloß hinauskommen würde. Tatsächlich war er denn auch schon zeitig erschienen, hatte noch einmal das Arbeitszimmer des Ermordeten mit äußerster Sorgfalt besichtigt und sodann eine Unterredung mit der Baronin gehabt. Nun sprachen und berieten die beiden Männer schon eine geraume Zeit miteinander.

Nach einer Pause sagte Bassow, scheinbar mit einiger Ueberwindung: „Sehr dankbar wäre ich Ihnen, Herr Staatsanwalt, wenn Sie mir nun ganz genau darlegten, was in Ihren Augen die Witwe meines Veters verdächtig. Dieser Punkt beschäftigt mich — offen gestanden — so sehr, daß ich davor die Nacht nicht habe schlafen können.“

Herr von Sieglitz nickte nach gewohnter Art zur Decke hinauf und schien durch seinen goldenen Kneifer die Worte, die er sprach, dort oben abzulesen. „Sehr gern, Herr Baron. Es ist eine leider noch ungeklärte Sache, — die Schuld der Baronin steht im engsten Zusammenhange mit der dieses früheren Sängers, Theodor Wichmann mit Namen. Wird er als unschuldig erkannt, so dürfen wir auch die Baronin dafür halten. Daß er mehrere Zusammenkünfte mit ihr gehabt, auch Geld von ihr bekommen hat, — und zwar kurz vor der Ermordung Ihres Herrn Veters, — ist unbedingt erwiesen, wird auch von ihr nicht bestritten. Die Frage bleibt also: ist dieser ehemalige Sänger der Mörder oder nicht? Wir wissen, daß er sich am Tage des Mordes hier aufgehalten hat. Er ist nach Aussage des Stationsvorstehers auf dem Bahnhofe nachmittags um vier Uhr zehn Minuten hier angekommen und nachts um zwölf Uhr vierundzwanzig wieder fortgefahren. Inzwischen ist er einmal gesehen worden. Herr von Breitenbach, — Sie kennen den Herrn bereits?“

„Ja, gestern bei der Beisetzung haben wir einander gesehen und gesprochen.“

„Gut. Er hat sich mir in loyaler Weise zur Verfügung gestellt und mir einige wichtige Aufschlüsse gegeben. Er ist ja der letzte, uns Bekannte, der den Toten vor seinem jähen Ende gesehen hat. Und in dessen Gesellschaft ist er am Abend einem Manne begegnet, dessen Beschreibung auf den Sänger — einen großen Menschen mit gebeugter Haltung — einwandfrei paßt. Die Frage nach dem Mörder ist nun zugleich eine Zeitfrage. Der Herr von Breitenbach ist mit dem Ermordeten zusammen um neun Uhr dreißig auf der Station eingetroffen. Langsam, im eifrigsten Gespräch sind sie zu Fuß nach Hause gegangen und haben dabei jene Begegnung mit dem Angeklagten gehabt. Nach Herrn von Breitenbachs Aussage muß diese Begegnung etwas nach neun Uhr stattgefunden haben. Die beiden Herren sind noch bis elf Uhr ungefähr zusammengeblieben, um eine geschäftliche Angelegenheit zu besprechen. Sie haben sich darauf an der einen Parttür getrennt, zu der Ihr Herr Vetter einen Schlüssel bei sich trug.“

„Der Park war also verschlossen?“

„Allerdings, das ist ein wichtiger Punkt. Es war die Regel, daß die Türen um halb zehn Uhr verschlossen wurden, und es ist erwiesen, daß es auch an dem fraglichen Abend geschah.“

„Wenn aber die Herren dem Sänger nach zehn Uhr begegneten, wie soll er nach elf Uhr wieder in den verschlossenen Park hineingekommen sein?“

„Um diese Frage dreht sich die Untersuchung in der Tat. Denn es ist kein Zweifel, daß der Mord im Arbeitszimmer des Barons vollführt worden ist. Er muß also in der Tat nach elf Uhr gesehen sein, wie auch der Herr Kreisphysikus nach der Totenstarre vermutet. Sonach ist also die Erzählung der Baronin von einem geheimnisvollen Schrei unter ihren Fenstern, den sie um halb elf Uhr gehört haben will, ins Bereich der Fabel zu verweisen. Sie hat mit aller Dienerschaft sogleich den Park abgesehen und nichts gefunden, sich selbst also Lügen gestraft. Nein, diese Sache ist absichtliche Fiktion oder nervöse Täuschung.“

„Und wie soll der Sänger wieder in den Park hineingekommen sein?“

„Das war nicht so schwierig. Vor ein paar Monaten hat hier ein Windbruch stattgefunden, und die stürzenden Bäume haben das Gatter des Parkes an mehreren Stellen beschädigt. Man hat sich offenbar mit der Wiederherstellung nicht sehr beeilt; jedenfalls haben wir zwei Punkte aufgefunden, wo das Gatter noch ein Hineindringen gestattet. Wer eine dieser Stellen bemerkt, mußte freilich die Ortsgelegenheit sehr genau kennen, — oder im Schloß eine Persönlichkeit haben, die darüber Aufschluß geben konnte.“

„Sie meinen die Baronin?“

„Ich sage nicht mit Bestimmtheit, daß ich sie meine. Nur weist manches auf sie hin. Der Sänger ist früher in der Gegend nie gesehen worden. Wenn er der Schuldige

war, so muß er notwendig im Schloß einen Helfershelfen gehabt haben. Mit der Baronin, und mit sonst niemandem, hat man ihn im Gespräch betroffen. — Sie müssen mir zugehören, es gibt gewisse logische Notwendigkeiten, denen man sich schwer entziehen kann.“

Bassow nickte nur, ohne zu antworten. Der Ausdruck seines Gesichtes war noch ernster und gespannter geworden.

„Leider sind ja.“ fuhr der Staatsanwalt fort, „alle möglicherweise im Park vorhandenen Spuren durch das Unwetter der Nacht vollständig verwischt worden. Wir haben dort außer den beiden Deffnungen im Gatter auch nicht den leisesten Anhalt gefunden. Wenn aber der Mord bald nach der Heimkehr des Barons, also bald nach elf Uhr ausgeführt worden ist, kann der Säger der Zeit nach sehr wohl der Täter sein. Die Entfernung zur Station beträgt eine Stunde, so daß er den Zug um zwölf Uhr vierundzwanzig recht gut noch erreichen konnte.“

„Und er selbst — der Säger — wo will er sich zwischen elf und zwölf Uhr aufgehalten haben?“

„Er behauptet, auf einer Bank an dem in der Nacht sehr einsamen Wege zur Bahn gesessen und bis zur Abfahrtszeit des Zuges dort gewartet zu haben, behauptet auch, daß ein Mann, der vom Dorfe her gekommen sei, ihn dort angesprochen und nach der Zeit gefragt habe. Das wäre für ihn entlastend, weil das um halb zwölf gewesen sein soll. Die Bank aber ist vom Schlosse zu weit entfernt, als daß er die Tat nach elf Uhr vollbracht und bis halb zwölf schon dorthin hätte kommen können. Der fragliche Mann war jedoch bisher nicht zu ermitteln.“

„Und wann will denn die Baronin den fragwürdigen Schrei gehört haben?“

„Um halb elf Uhr fast genau. Die Zeit hat mit Sicherheit festgestellt werden können.“

Bassow schüttelte den Kopf; seine Stirn hatte sich in scharfe Falten gelegt. „Ich meine doch, daß dieser Punkt zu Ihren Gunsten spricht. Hätte sie wohl die ganze Dienerschaft alarmiert, wenn sie gewußt hätte, daß der Mörder eben auf dem Wege zu seinem Verbrechen war?“

Der Staatsanwalt lächelte ein schlaues Lächeln; er machte den Mund so spitz, als wenn er ein Stück Zucker zwischen den Lippen hätte. „Und konnte sie nicht absichtlich die Dienerschaft aus dem Schloß entfernen, weil sie wußte, daß dort ein Verbrechen verübt wurde? Könnte das nicht die ganze, seltsame Komödie mit dem Schrei erklären?“

Bassow fuhr zurück, als wenn ihm jemand einen leichten Stoß versetzt hätte. „Wenn das wäre, wenn das wirklich so wäre, — aber nein, es ist unmöglich, wenigstens ungeheuer unwahrscheinlich!“

„Ich kann das nicht finden. Gewagt wäre die Geschichte freilich in mancher Hinsicht gewesen, aber mir sind noch kühnere Sachen in meiner Praxis vorgekommen.“

Bassow schüttelte lebhaft den Kopf. „Nein, nein, die Zeit widerspricht. Um halb elf Uhr hat sie die Leute alarmiert, und nach elf Uhr ist ja mein Vetter erst heimgekommen. Ja, wußte sie denn überhaupt um seine Rückkehr an diesem Abend?“

„Bewiesen ist ihr das nicht, aber sie konnte sehr wohl darum wissen. Sie hat an dem Tage ein paarmal telefoniert. Und was die Zeitdifferenz anlangt, — auch Verbrecher können sich einmal irren. Wenn der Zug des Barons um halb zehn Uhr ankam, so war seine Heimkehr um halb elf zu erwarten. Daß er den Herrn von Breitenbach im Zuge treffen und sich dadurch verspäten würde, konnte die Baronin unmöglich vorhersehen. Die Tat konnte sehr wohl auf die Zeit zwischen 10 und 11 Uhr verabredet sein, und die Affäre mit dem Schrei wäre dann zu einem sehr bestimmten Zweck eben um diese Zeit in Szene gesetzt worden.“

„Ich kann es nicht glauben!“

„Man glaubt manches nur schwer. Aber wenn die Baronin unschuldig ist, wie wollen Sie mir folgendes erklären? Als der Park vollständig abgesehen war, ist auf Anraten des alten Rutschers — merken Sie wohl, nicht auf Befehl der Baronin — auch eine Durchsuchung aller Zimmer im Schlosse vorgenommen worden. Das Arbeitszimmer ihres Mannes aber hat sie unter einem Vorwand nicht öffnen lassen. Warum sollte sie dies vermeiden haben, wenn sie nicht glaubte, daß der Mord bereits vollführt worden sei?“

„Hat sie das getan?“

„Das hat sie getan. Und noch mehr: sie hat selbst ausgesagt, sie sei kurz vorher in diesem Zimmer gewesen und habe die Türen an der Tür zum Garten und an den

Fenstern fest geschlossen. Darum sei das Betreten des Raumes überflüssig. Kann dieses Abschließen der Deffnungen zum Park nicht ebensowohl in der Absicht geschehen sein, der alarmierten Dienerschaft jeden Einblick in das fragliche Zimmer von außen her zu verwehren? Wenn sie glaubte, daß der Mörder dort um jene Stunde am Werke sei, war die Sache nicht so übel ausgedacht, wie mir scheint.“

Bassow war aufgesprungen, schon während Sieglitz noch sprach, und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Wenn ich Sie so höre, — Sie verstehen es, einen von der Schuld eines Menschen zu überzeugen. Aber trotz alledem wird es mir schwer, in diesem Falle daran zu glauben.“

„Es handelt sich eben um eine schöne Frau,“ sagte der Staatsanwalt maliziös. „Bei häßlichen Menschen glauben wir leichter an ein Verbrechen.“

„Das dürfte bei mir keine Rolle spielen,“ entgegnete Bassow mit hochmütigem Ton. „Allerdings halte ich mich nicht nur an die juristischen Beweise, sondern auch an den Eindruck der Persönlichkeit. Und er scheint mir bei dieser Frau solch einem Verbrechen zu widerstreiten. Sie hat einen so stolzen und offenen Blick, sie hat sich gestern bei der Trauerfeier ohne jede Theatralik — obwohl sie ja beim Theater war — so taktvoll und würdig betragen.“

„Ja, sie ist eben eine sehr schöne Frau,“ sagte der Staatsanwalt mit maliziöserer Betonung als vorher.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Flucht.

Von Franz Reinhold Jenz.

Wie die Frühlingswässer des Bripjet in die Niederungen des Poljesie einbrechen und alles überschwemmen, so der rückwärts flutende Strom des geschlagenen Russenheeres und die von ihm mitgespülte Bevölkerung.

Endlos wälzt sich der Strom. Regiment auf Regiment zieht vorbei Kolonne auf Kolonne. Alles in Unordnung und Wirrnis. Die Soldaten stumpf, die Führer mit hängenden Köpfen.

Zwischen ihnen her die Flüchtlinge. Panjewägelchen, hochbeladen mit Hausrat. Frauen und Kinder, bedeckt wie Lasttiere. Wer nähme das Liebste nicht mit, wenn er von Heim und Hof muß? Wer kennt im Augenblicke der Trennung einen Gegenstand, der ihm nicht ans Herz gewachsen ist? Lieber sich tot schleppen, als ein Stück Gerümpel seitab vom Wege werfen. Und sie müssen doch!

Endlos ist das Sumpfsgebiet der Poljesie. Meist stumpf lastet der Himmel. Unabsehbar dehnt sich die Ebene — farblos, eintönig.

Bis zum nächsten Siebeldach in unberechenbarer Entfernung zieht sich eine graugrüne Fläche. Kleine Erdwölbungen geben ihr den Anschein eines Meeres, auf dem eine steife Brise liegt.

Weh dem, der vom Wege abgerät! Die graugrüne Ebene ist nur ein dicker Pflanzenwulst über zähem Schlamm. Bei jedem Schritt schwingt diese Schicht wie Gummi. Darunter schludt und gurgelt es. Ein Schritt daneben und der gefräßige Sumpf hat sein Opfer gefaßt, saugt es mit hinterlistiger Grausamkeit unendlich langsam in sich hinab.

Da heißt es auf dem Wege bleiben, einem beschotterten Knüppeldamm, der jede Schwingung weitergibt, wie eine Hängebrücke.

Ueber diesen Damm wälzt sich die Flucht zweier Heere, der geschlagenen Russen und der entwurzelten Bevölkerung.

Greise, halbtot vor Angst und Erschöpfung, Mütter, denen durch Entbehrung die Brust versiegt, um die ein wimmernder Säugling klagt. Kinder, wie eine Herde stumpsinniger Hämmer vorwärts getrieben. Dazwischen die Wagen mit Hausrat, obenauf die Siechen und die Kranken. Dazwischen eine magere Kuh, die nach Weide brüllt.

Eine russische Kolonne jagt vorbei. Die Kuh reißt sich los und rennt in den Sumpf. Versackt mit den Vorderbeinen, reißt sich nochmals hoch, sinkt wieder. Der Sumpf hält sie fest, zieht sie unerbittlich hinab. — Zwei Stunden später ragt nur mehr das Gehörn seltsam aus einer Bodenwelle.

Weiter.

Eine Sotnie Kosaken stürmt auf die Flüchtlinge ein. Beißt die Erschöpften mit der Krute vorwärts. Ein Pferd scheut, der Wagen schlägt um. Rasche Schnitte. Ein Kosak zieht das Pferd am Halfter mit sich fort.

Der Panjewagen reckt bis über die Kadachsen im Sumpf. Wer soll ihn herausziehen? — Eine Familie von neun Köpfen heult auf und besammert ihre Habe. Sie kann nicht einmal stehen bleiben und zusehen, bis sie versunken ist.

Weiter.

Der Führer der Sotnie hält sein Pferd. Seitab, auf einem größeren Hügel steht eine armselige Hütte, magerer Ackerboden ringsum. Er deutet mit der Reitherte darauf.

Wassili."

Wassili grüßt und rettet darauf zu.

Es geht auf Abend. — Häuser sind gute Fackeln.

In der Stille des nie gelüfteten Zimmers hockt Sergej am Lager seines Sohnes. Fedor wälzt sich im Fieber, und der Alte zieht ihm immer wieder die Decke bis über den Kopf. Nur das kann helfen und die Heiligen. All ihre Bilder hat er um Fedors Lager versammelt. Mit teilnahmslosen Gesichtern blicken sie auf den Fiebernden.

Am offenen Kamin liegt ein Feuer. Rauch füllt die Stube und läßt die kalten Wände noch enger zusammenrücken. Sergej betet für seinen Sohn. Nun liegt er schon vierzehn Tage und das Fieber will nicht nachlassen.

Unter dem schmutzigen Verbanne, der Fedors Kopf umhüllt, eitert eine Wunde, die er sich in den Karpathen geholt hat. Sie hatten ihn als geheilt aus dem Lazarett entlassen und er hat sich durchgedrückt, bis er wieder zu Hause war. Nun fiebert er vom Kampf mit Gebirgen und Menschen.

Sergej betet. Nach er weiß nicht, was draußen vor sich geht. Er weiß vom Kriege nur durch das Fortgehen seines Sohnes und aus den wilden Sagen seiner Fieberträume. Aber einen Haß hat er aus ihnen gelernt gegen jene, die seinen Sohn so zugerichtet haben: die Deutschen.

Da fliegt die Türe auf. Wassili steht auf der Schwelle. Er flucht:

„Raus mit euch Päd! Wollt ihr warten, bis euch die Deutschen mit Haut und Haaren aufgefressen haben? Raus, sonst brennt euch das Dach überm Kopfe zusammen.“

Sergej starrt ihn stumpfsinnig an. Er versteht nicht, was der Andere will.

Wassili wird ungeduldig. Er geht auf den Kamin zu und mit der Säbelscheide wirft er die Glut nach allen Seiten ins Zimmer. Eine flammende Kohle fällt auf Fedors Bett.

Da stürzt Sergej dem Kosaken zu Füßen:

„Schon uns, schon uns, wir sind ja keine Juden. Fedor, mein Sohn, hat gekämpft, wie du.“

Wassili grüßt übers ganze Gesicht. Kleine Flämmchen züngeln überall hoch. Brandgeruch steigt auf.

„Weiß ich, Väterchen, muß aber sein.“ höhnt er. „Sieh nur zu, daß dein lieber Sohn nicht verbrennt. Seine Decke flammt schon. Mehr laß nicht gut mit ihm, Väterchen?“

Mit einem wiedernden Geräusch geht er hinaus und schwingt sich aufs Pferd. Sein Werk ist getan.

Sergej reißt in wahnwitziger Angst die brennenden Decken von seinem Sohne weg, zerrt ihn hoch und schleppt ihn aus der Hütte. Hinter ihm prasselt das erste Holzwerk.

Fort sollen sie, wohin? Fedor ist durch die Flammen ins Delirium geraten. Er steht in der Schacht. Er sieht Deutsche und will auf sie zu. Er ringt mit seinem Vater — aber er ist so schwach.

Als die beiden im Strom der andern Flüchtlinge untertauchen, steht eine Flammengarbe mehr am Abendhimmel.

Ein Hügel mit verküppeltem Waldbestande trägt drei, vier Hütten. Bei dieser kleinen Siedlung haben die Flüchtlinge Halt gemacht. In den Hütten liegen die Kosaken und ihre Herde. Sie haben kaum Wachen ausgestellt und braten am offenen Feuer das Fleisch einer Kuh, die sie den Bauern weggenommen. Die Deutschen sind ihnen zwar nahe auf den Fersen, aber bei dem Gelände werden sie zur Nacht nicht angreifen und morgen, noch vor Tagesanbruch geht es weiter.

Der Duft des gebratenen Fleisches breitet sich behaglich aus. Und die Kinder der Flüchtlinge wimmern nach Brot.

Die Sichtbrüchigen stöhnen. Alte Weiber hocken um einen sterbenden Greis und sprechen laute Gebete. Das Elend und der Hunger haben bei diesem letzten Trupp alles Maß überlitten. Die meisten finden keine Klage mehr und starren stumpfsinnig vor sich hin.

Sergej hat seinen fiebernden Sohn gebettet, so gut er konnte. Er kauert neben ihm und betet.

Da setzen sich drei Männer in seine Nähe. Zwei sind Bauern, der dritte ein verküppelter Student aus Warschau. Der beugt sich zu dem Kranken und schüttelt den Kopf. Er zeigt auf den Soldatenrock und fragt:

„Ist die Wunde neu?“

„Oh, Panje, er hat sie aus den Karpathen heimgebracht. So haben sie ihn aus dem Lazarett heimgeschickt. Oh, die verfluchten Deutschen.“

Der Student schüttelte wieder den Kopf.

Die Deutschen sind nicht so schlimm, wie diese Hunde, diese Kosaken und die oben bei der Regierung. Die Deutschen hätten deinen Sohn gepflegt. Aber diese Mordbrenner vernichten ihr eigenes Volk, feden ihren Brüdern das Haus überm Kopfe in Brand und lassen ihre Soldaten im Elend verkommen. Brüder, ich sage euch, gut, daß ich dieses gesehen habe. Ich gehe nach Moskau und werde der Klager eurer Not sein. Diesmal haben sie sich selbst das Haus überm Kopfe in Brand gesteckt. Diesmal werden sie die Flammen der Revolution nicht erlösen, wie 1905. Dafür will auch ich sorgen.“

Und in den schwarzen Augen des Studenten glühte der Wider-

stehen des Lagerfeuers wie eine Feuersbrunst, die sich langsam aus der Tiefe herausriß.

Sergej hatte nur den Anfang seiner Rede begriffen. Er nimmt den Studenten bei den Händen und beschwört ihn:

„Panje, ist das wahr, daß die Deutschen meinen Sohn pflegen würden?“

„Es wäre sein Glück, wenn er in ihre Hände fielen, aber es müßte bald sein.“

Sergej küßte die Hände des Studenten.

Sergej kennt den Sumpf weit und breit. Er ist in ihm groß geworden. Er hat auch eine Richtlinie: seine brennende Hütte, die ihre Funken bis in den Himmel hinein stiebt.

Sergej läuft auf einem schmalen Pfade. Manchmal versinkt er bis über die Knöchel und eine gelbe Brähe spritzt ihm bis über den Kopf. Er setzt über Wasserlachen hinweg, stolpert über Schlingpflanzen. Aber er kommt weiter. Der Sumpf glückt und murret.

Sergej treibt die Angst um seinen kranken Sohn. Da täuscht ihn keine Nebelschwade und keine falsche Fährte. Fedor soll gerettet werden. Und wenn der Kosak dabei seine Strafe findet, so ist es ihm recht. Ihn haßt er jetzt mehr, als den Deutschen. . .

Hans Weber, ein Rheinlandssohn, reißt sein Gewehr an die Wade und ruft: „Halt!“

Die schwankende Gestalt im Nebel kommt jetzt langsamer heran. Als sie ganz nahe ist, wirft sie sich auf die Knie und flucht:

„Oh, Panje, Panje!“

Hans Weber kann kein Russisch. Er ruft einen Kameraden herbei, der führt den Mann zum Leutnant. Waffen hat er nicht bei sich, aber es könnte ein Spion sein. Vor den Russen ist man nie sicher.

Der Leutnant kann ein wenig russisch, im übrigen hilft der Dolmetscher nach. Beim Scheine einer Taschenlampe geht das Verhör vor sich.

Sergej erzählt von seinem Sohne, seinem eingescherten Hause, von der Flucht, den Kosaken und wieder von seinem Sohne. Daß er Hilfe braucht, um wieder gesund zu werden und daß die Hunde, die Kosaken, ihn elend sterben lassen.

Scharfe Fragen werden ihm vorgelegt. Wo die Kosaken liegen, wieviel es sind, und ob der Weg durch den Sumpf gangbar ist.

Der junge Leutnant, mit seinem weichen Herzen, hat all das Elend der Bevölkerung mit ansehen müssen, er war ja der nächste am Feind. Galle hatte er geschluckt und Blut, wenn er an den sinnlos niedergebrannten Heimstätten vorbeikam und an jedem Halteplatz der Flüchtlinge die frischen Gräber der Frauen und Kinder sah, die an Not und Entbehrung eingegangen.

In seinen Augen flackerte wilde Entschlossenheit.

„Hierher hören!“

Alsbald hatten sich seine Leute um ihn versammelt.

Leute, dieser Mann kommt zu uns, zu seinen Feinden und steht um Hilfe. Die Kosaken haben ihm und seinem Sohne, einem Soldaten, der in ehrlichem Kampfe mit uns verwundet wurde, die elende Hütte eingeschert und sie hinaus getrieben, wie eine Herde Vieh. Die Brandstifter und Mordbuben liegen nicht viel mehr als zwei Kilometer vor uns. Der Mann weiß einen Weg durch den Sumpf, der einen Teil von uns ihnen in den Rücken bringen kann. Die andern greifen vor vorne an. Wer wagt den Weg durch den Sumpf? Freiwillige vor!“

Das hätten keine Rheinländer sein müssen, wenn sie sich nicht alle gemeldet hätten.

„Ich danke euch. Bisefeldweibel Hahn. Nehmen Sie die Hälfte und führen Sie. Halten Sie den Mann scharf im Auge.“

Der Leutnant gibt Verständigung nach rückwärts und geht langsam auf der Straße vor. Beim ersten Hurra der andern will auch er mit seinen Leuten vorbrechen.

Indessen schaukelt ein Zug schweigender Gestalten über die Sumpfwäde in den brodelnden Nebel hinein. Sergej geht voraus. Hinter ihm Bisefeldweibel Hahn mit gespartem Revolver, dann der Dolmetscher und ganz am Schluß der Kriegsfreiwillige Hans Weber.

Fedor greift sich taumelnd hoch und stiert fremd um sich her. Das Stöhnen der Flüchtlinge erinnert ihn an das nächtliche Wimmern der Verwundeten in den Trahterhauen. Wo ist er doch? Durch die Zweige leuchtete ein zusammengekauertes Lagerfeuer.

Schüttelfrost hat ihn befallen. Er friert. Das Feuer wird ihn wärmen. Langsam mäht er sich darauf zu. Es ist verlassen. Kindisch stößt er mit einem Scheit in die Glut und wirtelt sie hoch.

Da fällt ein Scheit auf etwas Blinzendes. Er kriecht hin, es ist eine Karabinerpyramide. Einen davon nimmt er mit einem glückseligen Lächeln. Ein Soldat darf doch nicht ohne Gewehr sein. Er entzündet es und legt es neben sich.

Die Abteilung Hahn hat nach mühsamer Wanderung jenseits der Siedlung den Knäpeldamm wieder erreicht. Sie sichert nach dem abgezogenen Russenheere zu und schleicht dann weiter vor. Eine russische Pferdewache bemerkt sie und gibt einen Alarm-schuß.

„Nun Hurra und drauf!“ ruft der Feldweibel. Ganz aus der Ferne ertönt das Hurra des Leutnants und seiner Leute.

Die ersten Kosaken, die aus den Hütten springen, fallen getroffen zu Boden. Die andern werfen sich den Angreifern entgegen. Am Lagerplatz kommt es zum Zusammenprall.

Fedor ist beim ersten Schuß aus seinen Fieberträumen emporgeschwollen und späht nach den Deutschen.

Als Bizjefelwibel Hahn in die Richtung tritt, reißt Fedor sein Gewehr an die Wade und zieht es ab. Das Geschöß geht dem Feldwibel durch den Kermel. Wütend, seinen Mann geschit zu haben, springt Fedor auf.

Mit geschwungenem Kolben stürzt er auf den Gegner los, aber ehe der Hieb fällt, hat er eine Revolverkugel in der Brust und schlägt mit wildem Aufschrei aufs Gesicht.

In dem Augenblicke kommt Sergej hinzu, der seinen Sohn dort gesucht, wo er ihn hingebettet hatte.

Aufheulend wie ein Tier, das sein Junges verteidigt, rennt er nach dem Feldwibel, packt ihn mit den Eisenklammern seiner Bauernhäufe am Halse und würgt ihn, bis sie beide zu Boden fallen.

Das hat aber der Kriegsfreiwillige Hans Weber gesehen, der nun hinzuspringt und mit einem Kolbenhiebe Sergejs Schädel zerschmettert.

Bizjefelwibel Hahn richtet sich mühsam auf. Er schluckte ein paar Mal, betastete seinen Kehlkopf, und als sein Blick auf Sergej fällt, meint er:

„Was das nicht der verfluchte Muschil, der uns hierher geführt hat? Was fällt dem Kerl ein, mich auf einmal abzuwürgen?“

Da schiebt sich ein verkrüppelter russischer Student heran, zeigt auf Fedor und sagt mit seinem gebrochenen Deutsch nur zwei Worte:

„Sein Sohn.“
„Reiß Gott,“ meinte der Bizjefelwibel, „meine Schuld ist das nicht, aber weh denen, über die all dieses Blut kommen muß.“

Der Student nickt und in seinen Augen loht der düstere Widerschein der Revolution, wie das beklemmende Morgenrot eines neuen Tages.

Der Weiler ist genommen. Die Sotnie Kosaken ist tot oder gefangen.

Am andern Morgen stutet schon der Heereszug der Deutschen an den Hütten vorbei. Der Knubbelbamm ächzt unter der ehernen Wucht der Regimenter und Batterien.

Das Sumpfland breitet sich mit den kleinen Erdwölbungen unter dem bleisumpfen Himmel wie ein Meer, über dem eine feise Brise weht.

Und ein feiner Regen säet unaußhörlich Herab.

Vermischtes.

• Eine Paeseler-Geschichte. Graf Paeseler, der am 19. Januar 89 Jahre alt wird, war Hauptmann im Stabe des Prinzen Friedrich Karl, der nach Beendigung des siebenjährigen Krieges im noch von preussischen Truppen besetzten Böhmen blieb und in Prag residierte. Am 18. August, am Geburtsstage des Kaisers Franz Josef, fuhr der Prinz mit einigen Herren seines Gefolges nach dem Baumgarten, den sich weit hinziehenden Gartenanlagen der Hauptstadt Böhmens, wo die Kapelle eines preussischen Garderegiments spielte. Das zahlreich dort lustwandelnde Publikum blickte natürlich neugierig auf den Wagen mit den preussischen Offizieren. Da kam dem Grafen Paeseler ein häßlicher Gedanke, und der Prinz, dem er ihn mitteilte, stimmte lebhaft zu und ließ halten. Graf Paeseler stieg schnell ab, schritt durch die aufmerksam ihn beobachtende Menge zu dem Musikpavillon und überbrachte dem in respektvoll dienstlicher Haltung stehenden Kapellmeister den Befehl des Prinzen. Noch ehe Graf Paeseler wieder den Wagen erreicht hatte, intonierte die Kapelle die reichliche Nationalhymne „Gott erhalte Franz den Kaiser“. Man kann sich denken, mit welchem Jubel dies aufgenommen wurde, war diese Melodie doch lange nicht dort erklingen und am wenigsten von einer preussischen Kapelle erwartet. Jetzt erst erkannte man den Prinzen, und während der Wagen schnell von dannen fuhr, erklangen laute Weisfallrufe.

• Der Schwindel der Schlangenbeschwörer. Giftigste indische Schlangenbeschwörer sind nach Dr. Forrers Bericht meist nur geschickte Gaukler und Schwindler. Forrer gelang es in langen Jahren seines Lebens im innersten Indien, viele dieser Trüger und Täuscher zu entlarven. Um festzustellen, ob die Schlangenbändiger durch Musik auf ihren meist dudelsackähnlichen Flöten auch freilebende Schlangen heranzulocken vermöchten, versprach Forrer zwei Schlangenbeschwörern guten Lohn, wenn sie eine schwarze Kobra, die in seinem Garten unter einem Ameisenhaufen hauste, unschädlich machen würden. Die Gaukler setzten sich vor dem Schlammwinkel der Schlange auf die Erde und bliesen auf ihren Flöten. Nach einiger Zeit steckte die Kobra ihren Kopf aus dem Loch. Einer der Indier griff sie geschickt mit Daumen und Zeigefinger am Halse, so daß sie nicht beißen konnte. Dann versuchte er sie zum Tanzen zu bewegen, indem er ein Stückchen einer weißer Wurzel über ihren Kopf hielt. Die Schlange versuchte zu

entkommen, schien aber halb betäubt, und wurde immer wieder zurückgebracht. Endlich fing sie an, sich langsam um sich selbst zu drehen. Ein Bekannter Forrers, der als Beobachter diesen Vorgängen folgte, frag den Indier, was er getan hätte, wenn der Schlange es gelungen wäre, ihn zu beißen, und erhielt die Antwort, daß er ein sicheres Heilmittel immer bei sich führe und darum nichts zu fürchten habe. Mehr scherzhaft als im Ernst gemeint, bot man ihm fünf Rupien, wenn er sich von der Kobra beißen ließe. Sofort steckte der Indier dem Reptil einen Finger in den Rachen. Als er ihn zurückzog, waren zwei leicht blutende Punkte auf der Haut zu sehen. Er gab die Schlange seinem Gefährten, der sie in einem Korb barg, brachte ein Stückchen verbrannten Knochens, den er als „Schlangenstein“ bezeichnete, aus der Tasche und hielt ihn an die Wunde. Nach kurzer Zeit nahm er der Stein weg und erklärte, daß alles Gift aus der Wunde gezogen sei. Dann warf er den „Schlangenstein“ in eine Schale voll Milch, auf deren Oberfläche sich kleine Tropfen einer öligen, strohgelben Flüssigkeit zeigten. Forrers Bekannter holte ein junges Huhn, brachte ihm eine geringfügige Schenkelwunde bei und bestrich die blutende Stelle mit der gelblichen Flüssigkeit. Das Huhn starb nach zehn Minuten unter Vergiftungserscheinungen. „Und doch“, schreibt Dr. Forrer, „konnte ich meinen Bekannten bald überzeugen, daß er von den beiden Indiern getäuscht worden war.“ Wie das jugend, wird in dem kürzlich erschienenen 5. Band der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) erzählt, die außer Romanen und Erzählungen beliebter Schriftsteller auch größere und kleinere Beiträge aus allen Gebieten menschlicher Forschung und Erfahrung und viele Abbildungen enthält. Jeder der vierwöchentlich erscheinenden Zeilenbände kostet nur 75 Pfennig.

Büchertisch.

— Unter dem Titel „Deutscher Militarismus und Englands Schuld am Kriege“ ist eine Broschüre, verfaßt von Krug von Nidda, Wirkl. Geh. Rat in Darmstadt, in Carl Heymanns Verlag in Berlin (Preis 1 M.) erschienen. Der schon aus dem Titel ersichtliche sehr aktuelle Gegenstand ist in patriotischem Geiste als eine Verteidigung gegen den Verleumdungszug unserer Feinde behandelt. Die bekannten Lügen wegen angeblicher Exzesse in der deutschen Kriegsführung werden widerlegt und als das Ergebnis der durch fortgesetzte Kriegsführung und als das Ergebnis der durch fortgesetzte Niederlagen gesteigerten Wut bezeichnet. Der immer wiederkehrenden Phrase von deutschem Militarismus und dem Mangel deutscher Kultur wird ein interessantes Material gegenübergestellt über die Friedensstätigkeit in Deutschland und über die vielfachen in der Zeit des Friedens übereinstimmenden kritischen Lobsprüche unserer Feinde über den Charakter der Deutschen und deren Leistungen auf den Gebieten der Kulturarbeit. Als ein besonders schwerer Vorwurf wird die Verleumdung einer Schuld Deutschlands an dem jetzigen großen Weltkrieg bekämpft und in historischem Zusammenhang die Schuld Englands und dessen jahrelange Einkreisungspolitik gegen Deutschland dargestellt. Außer den Aussprüchen von Shaw, Tolstoi, Björnson u. wird die Tätigkeit des demokratischen Klubs in England besprochen, welcher entschiedene Opposition gegen die eigene Regierung erhebt und für den Krieg den „englischen Militarismus“ mit seiner die Welt Herrschaft beanspruchenden kriegerischen Politik verantwortlich macht. Der letzte Teil der Schrift behandelt die belgischen Geländeschaftsberichte aus den Jahren 1905—1914 als gewichtiges Beweismaterial für Deutschlands Friedenspolitik und Englands Schuld, unter Mitteilung von Auszügen aus den offiziellen Bekanntmachungen über die erwähnten Berichte.

Gleichlang-Rästel.

Als Zugvogel durchreise ich,
Woß manchen Teil der Welt.
Als Krankheit bin zu heilen ich
Dit nicht für schweres Geld.
(Ausslösung in nächster Nummer.)

Ausslösung der Skat-Ausgabe in voriger Nummer:
Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau
trB = Treff-Bube, pA = Pique-Aß, cD = Coeur-Dame usw.
Mittelhand tourniert trA und findet noch cA.; sie drückt nun pZ und carZ. — Das Spiel geht verloren.
Vorhand erhielt: pD, pB, p7, cK, cD, c9, c7, car8, carD. car9,
Pinterhand den Rest. Gespielt wurde folgendermaßen:
1. B. cK M. cA D. trK = - 19.
2. P. carK B. carA M. car7 = - 15.
3. V. cD M. cZ D. trD = - 18.
Die nächsten sechs Stiche macht Mittelhand, muß aber noch den
letzten Stich mit der c8 abgeben:
10 M. c8 D. pA B. c9 = - 11.
Die Gegner haben somit 61 Augen erhalten.